

# verloren

ANNE DORN

... bewahren, schützen, retten

Foto privat



Anne Dorn

literarische  
Hinterlassenschaft im  
Historischen Archiv der  
Stadt Köln

Am 3. März 2009 hörte Anne Dorn in den Nachrichten vom Einsturz des Historischen Archivs der Stadt Köln. Zehn Jahre zuvor, im Jahr 1999, hatte sie diesem Archiv ihren literarischen Vorlass zur Aufbewahrung übergeben.

Geboren 1925 in Wachau bei Dresden als Anna Christa Schlegel hat sie eine Lehre bei den »Dresdner Nachrichten« und danach noch ein Volontariat im Bereich Druck und Satz absolviert. Nebenher, im Abendunterricht, besuchte sie die Kunstgewerbeakademie Dresden in den Fächern Zeichnen und Malerisches Darstellen wie auch Schriftgrafik. Im letzten Kriegsjahr zum Pflichtjahrdienst beordert, gelangte sie nach Österreich und von da aus, nach Kriegsschluss, nach Herford in Westfalen. Sie heiratete einen Bühnenbildner und begann als Kostümbildnerin zu arbeiten. Aus der zweiten Ehe mit einem Schauspieler gingen vier Kinder hervor. Erste Veröffentlichungen erschienen 1967, im Jahr 1969 zog sie mit den Kindern als freie Schriftstellerin von Kleve am unteren Niederrhein nach Köln.

Anne Dorn ist Mitglied des Verbandes Deutscher Schriftsteller/VS, des PEN und der GEDOK.

Mit den Erinnerungen an ihre spannungsreiche Ost-Westbiographie, an ein Leben im geteilten Deutschland, befassen sich ihr Roman *hüben und drüben* (1991) und ihr Schauspiel *rübergemacht* (1992). Der Entwicklungsroman *Geschichten aus tausendundzwei Jahren* (1992) führt weiter zurück in ihre Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus und an die Wurzeln der späteren Teilung. Auch der jüngste Roman *Siehdichum* (2007), den sieben Enkelkindern gewidmet, soll das nahezu unglaubliche Geschehen der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts wach halten. In ihrer Danksagung am Ende des Buches schreibt sie: »Alle im Roman verwendeten dokumentarischen Materialien befinden sich im Historischen Archiv der Stadt Köln.«.

Die Trauer über den Verlust und über das ungewisse Schicksal ihres persönlichen Archivs hat sie in den Tagen nach der Katastrophe in einem Essay verarbeitet, der hier leicht gekürzt erstmals abgedruckt wird.

...

Es ist ein lebendes, sich entwickelndes, wachsendes, zeitweilig auch ruhendes, vieldeutiges Etwas, was sich im Laufe eines Schriftstellerdaseins auf dem Papier niederlässt. Nicht unmittelbar zu bewerten und auch nicht ruhig zu stellen. Sozusagen das Körperhafte von Gedanken, was, wie alles unberechenbar Lebendige eine Umgrenzung braucht. Der eine Gedankenkomplex summiert sich zu einem Roman, der andere zur Novelle, zum Hörspiel, zum Drehbuch, zum Feature, zum Gedicht, zur Dokumentation, zum Bericht, zu einer Reihe von Briefen.

Abgenabelt ist, was auf der Straße steht, in der Öffentlichkeit. Stets als verschlanktes Kind. Für den, der es auf die Straße geschickt hat, bleibt es mit all den Möglichkeiten behaftet, die auch darin gesteckt haben und für ihn auch weiterhin darin stecken, um – vielleicht – neu gerundet und wieder verschlankt vor die Tür zu treten.

Leben in der freiwilligen Knechtschaft eigener Ideen erfordert einen Berg Humus: Zettel und Kladden mit

Notizen, Skizzen, Entwürfen, Anfängen; Schachteln, Mappen und Schubladen für Fotografien, Briefe, Landkarten und Kalender; Boxen und Stapelregale für CDs, DVDs, Kassetten, Disketten, Sticks und was da alles noch kommen wird. Auch von mir fordern die Verlage, das abgeschlossene, lektorierte Manuskript zu mailen. Aber niemand wird mich dazu bringen, einen Roman, an dem ich sieben Jahre lang gearbeitet habe und dessen Struktur ich nur in immer neuen Ansätzen finden konnte, allein auf dem Bildschirm auf- und abflitzen zu lassen. Was ist das für ein »Haben« gegenüber fünfhundert Blatt beschriebenen Papiers, das einen bestimmten Griff hat, seinen Geruch und seine Farbe und auf das ich noch immer mit meinem Bleistift Bemerkungen machen kann.

Nach meiner Erfahrung setzt sich das, was ich erarbeite, zu einem Drittel in Zeitnähe um, ein weiteres Drittel vielleicht nach Jahren, das dritte Drittel vermutlich nie. Ich werde in absehbarer Zeit von der Erde verschwinden, meine literarische Hinterlassenschaft jedoch nicht zwangsläufig im gleichen Augenblick. Ich hatte und habe einen geräumigen Manuskriptenschrank, aber im Sommer 1999, mitten in der Arbeit an einem auf vielen Recherchen und Reisen basierenden Roman, standen gefüllte Kisten und Kartons schon quer in der Wohnung.

## AN EINEM SICHEREN ORT

Es war Hans Bender, der die Leitung der Abteilung III (Nachlässe und Sammlungen) des Historischen Archivs der Stadt Köln auf das, was in meinen Schränken lag, aufmerksam machte. Er hatte selbst einen wesentlichen Teil seines Vorlasses in dieses Archiv gegeben. Die Möglichkeit, das, was ich hatte, an einen sicheren Ort zu tragen, war verlockend. Sicher ist etwas dort, wo es Achtung erfährt. Wo die dank meiner Existenz existierende Literatur in ihren unterschiedlichen Formen geordnet aufbewahrt und vor allem zugänglich gehalten werden konnte. Im Jahre 1999 lebte ich bereits seit vier Jahrzehnten mit, für und – schlecht und recht – auch von Literatur. Ab und zu hatte mich die Furcht gepackt, es könnte in meiner Wohnung ein Brand ausbrechen, ich könnte gerade dann nicht zu Hause sein, die Feuerwehr könnte im Unwissen, was da im Schrank liegt, alles mit Löschschaum bedecken und den meist nur auf dünnem Papier vorhandenen, unveröffentlichten Manuskripten wie den unterschiedlichen Fassungen der veröffentlichten Arbeiten den Garaus ma-

die Furcht vor einem Brand

chen. Oder noch anders: Es könnte mir überraschend etwas geschehen, ich könnte plötzlich nicht mehr da sein – und meine Kinder wüssten nicht, wohin mit dem ›Zeug‹. Auch ist es schwierig, das Geschriebene unangetastet bestehen zu lassen. Die vielen Geschichten von geschwärzten Seiten in Tagebüchern und ›unauffindbar‹ gewordenen Manuskripten ...

Das waren natürlich dumme Gedanken. Immerhin, sie hatten mich zeitweilig gequält. Plötzlich war eine Lösung in Sicht. Das *Historische* Archiv der Stadt, in der ich seit 1969 lebte. 1925 in der Nähe von Dresden geboren, also ganz Kind des zwanzigsten Jahrhunderts, war der Stoff, aus dem ich etwas bilden und gestalten konnte, von Anfang her mit dramatischem Geschehen durchmischt. Ein Jahrhundert der perfektionierten Gewalt. Der Scherben.

### JAHRHUNDERT DER SCHERBEN

Wenn ein Kind anfängt, die Welt zu ›begreifen‹ und das mit seinen Händen versucht, hat es den Drang, zu erfahren, ›was in dem Ding drin‹ ist – und zerbricht es. Das ›Dritte Reich‹ zerbrach, als ich neunzehn Jahre alt und getrennt von meiner Familie einen ›Pflichtjahrdienst‹ in Österreich zu leisten hatte. Ich sah die befreiten Insassen des KZ Bad Aussee und die an den Ästen des großen Ahorns zwischen Gschwand und Lueg in letzter Minute aufgeknapften ›Volkverräter‹. In einem *Historischen* Archiv konnten also meine zahlreichen Literatur gewordenen Eindrücke nicht falsch aufgehoben sein.

Die grauen, aus säurefreiem Material gefertigten Kartons wurden gebracht und verließen gefüllt meine Wohnung. Auch mein alter Überseekoffer, voll gepackt mit den unterschiedlichen Fassungen meines Romans ›hüben und drüben‹, die in neun Jahren Wartezeit entstanden waren, gefiel den Archivaren. Es war der endgültige Abschluss einer Familiengeschichte im geteilten Deutschland. 1982 hatte ich mit der Suche nach einem Verlag für ›hüben und drüben‹ begonnen. Anfang der achtziger Jahre galt jedoch in Westdeutschland, wenn denn das deutsch-deutsche Thema in Erwägung gezogen wurde, der Blickwinkel der aus der DDR ausgebürgerten Autoren. Ich hatte keinen besseren und keinen schlechteren, nur einen anderen. Da ich kein Republikflüchtling war, weil ich Sachsen im Jahr 1944, als an eine Deutsche Demokratische Republik kein Denken war, verlassen hatte, konnte ich – unter strikter Beachtung der Besuchsregeln – in die alte Heimat und auch wieder in den Westen zurückreisen. Und konnte das nicht nur, ich habe das – sobald mein Geld dafür reichte – auch getan. Auf beiden Seiten war meine Sicht der Dinge nicht opportun. Die Mauer musste erst fallen. Sofort, 1990, erschien ›hüben und drüben‹

als Fortsetzungsroman in der Dresdner Tageszeitung ›Die Union‹ und 1991 mit einem Vorwort von Lew Kopelew im Forum Verlag Leipzig, der aus dem Bürgerforum hervorgegangen war. Als besagter Überseekoffer meine Wohnung Richtung Historisches Archiv der Stadt Köln verließ, bekamen meine Schuldgefühle gegenüber meinen längst verstorbenen Eltern ein heilendes Pflaster. Sie hatten im Osten und ich bewusst im Westen gelebt – meine innere Zerrissenheit, die sich in vierzig Jahren im realen Erleben hüben und drüben immer weiter vertieft hatte, sie habe ich dem Archiv anvertraut.

### SCHUTZBEDÜRFTIGKEIT VON ORIGINALEN

Es entstand eine Art Pendelverkehr zwischen den Archivaren der Abteilung III im Historischen Archiv und mir, der mir sehr wohl tat. Wahrscheinlich, weil die Nutzenanwendung meiner ›Güter‹, also die Abwägung ›bringt das, was sie hat, etwas oder bringt es nichts‹, die im Gespräch mit Verlagen stets im Vordergrund stand, im Archiv hintangestellt war. Die ruhige Selbstverständlichkeit, mit der man mir entgegenkam, wenn ich ein Gespräch suchte und umgekehrt, wenn man mich nach etwas fragte, wovon man dachte, ich könnte davon wissen, erlöste mich von der Unsicherheit gegenüber ›Offiziellen‹, auch den offiziell im Rheinischen und überhaupt im Westen anerkannten Künstlern. So hatte ich im Jahr 1997 begonnen, mich noch entschiedener nach Osten zu wenden und den Spuren eines verschwundenen Bruders nachzugehen. Mein Vorhaben trug den Titel ›Antigone‹. Es gab einen guten Arbeitskontakt zum Lektorat im neu entstandenen DuMont Literaturverlag. 1999 hatte sich der Inhalt schon von einer linearen Bruder-Schwester-Beziehung gelöst und war zum Thema Suche an sich geworden. Suche nach dem, was verloren ging, aber auch nach dem, was sehnlichst erwünscht war! ›Siehdichum‹, so der neue Titel. Zum ersten Mal hatte ich den Mut, erschütterndes, authentisches Material als solches sichtbar in meine Arbeit einzubauen, ohne damit den eigenen Ton meines Erzählens, den man mir inzwischen nachsagte, aufs Spiel zu setzen. Zwischen mir als ›Produzentin‹ und den verschiedenen Archiven als ›Materialdepots‹ (z. B. Bundesarchiv Koblenz), mit Archivaren, die meine Recherchen unterstützten, entstand das in jeder menschlichen Beziehung sinnvolle Geben und Nehmen.

2003 gab es in Köln beunruhigende Nachricht: Aufgrund der Notwendigkeit für die Stadt Köln, Mittel einzusparen, geriet die Abteilung III Nachlässe und Sammlungen des Historischen Archivs als Top I auf die Liste der möglichen Streichungen. Nein – das konnte

**vierzig Jahre im realen Erleben hüben und drüben**

**Überseekoffer mit Romanfassungen**

nicht sein. Es gab und gibt – nicht nur in Köln – für Schreibende so wenig Rückhalt, so wenige Orte, wo sie das Nutzbare und schon Genutzte, aber in keiner Weise Abgenutzte aufbewahrt und zugleich zugänglich gehalten wissen konnten. Für die Stadtverwaltung lag die Streichung von Punkt I der Liste nahe. Die Archivalien aus der Abteilung III hatten innerhalb der einzelnen Fraktionen nur eine an den Fachbereich gebundene und in der Bevölkerung selbst keine Lobby. Die Nutzer des Reichtums in der Severinstraße 222 waren in der Regel einzelne Historiker, Wissenschaftler, Studenten oder privat interessierte Menschen von überall her, und nicht nur aus den deutschsprachigen Ländern. Um die kommentarlose Schließung ›unserer‹ Abteilung III des Historischen Archivs abzuwenden, mussten sich die Betroffenen, deren Schätze stillgelegt werden sollten, selber rühren.

Das Dankschreiben des damaligen Direktors, Herrn Doktor Kleinertz, und der gesamten Abteilung III habe ich mir an die Wand gehängt, auch, um nicht zu vergessen, dass eine lange Epoche der fraglos zugestandenen Schutzbedürftigkeit und Pflege von Originalen zu Ende geht. Mit dem Einzug der Elektronik auch in Kunst und Wissenschaft kann eine nahezu unbegrenzte Menge von Daten auf kleinstem Raum aufbewahrt und abrufbar gehalten werden. Da im Zuge der Globalisierung für die Masse des als bewahrenswert angesehenen Kulturgutes, von den verschiedenen Medien fortwährend aufgezählt, eine Geschwindrettung angesagt scheint, gilt logisch auch im Umgang mit Unikaten mehr die Organisation von Mengen als die Wahrnehmung von Inhalten. Ich sehe und spüre diese Umwandlung, meine mühsam erworbene, innere Sicherheit beruht jedoch auf einem anderen Verhalten.

### ABSAGEN UND ERMUTIGUNGEN

Anlässlich der Matinee zu meinem 80. Geburtstag am 27. November 2005 im Literaturhaus der Stadt Köln bestückte ich auf Anregung und unter der praktischen Mithilfe von Dr. Eberhard Illner aus dem Historischen Archiv vier Vitrinen im Veranstaltungsraum mit Zeugnissen meines ›literarischen Werdeganges‹. Darunter befanden sich kurze Texte, noch in der Zeit meiner abendlichen Unterrichtsstunden in der Kunstgewerbeakademie auf der Günzstraße in Dresden in gotischer oder Frakturschrift aufs Papier gebannt; Entwürfe aus meiner Zeit als Kostümbildnerin; und ein Portrait, das die großartige Fotografin Lieselotte Strelow anlässlich meiner ersten Veröffentlichung aus lauter Freude, dass ich mich auf den Weg gemacht hatte, aufnahm. Weiter wählten wir einen in sehr originellem Deutsch verfassten Brief von Luc Ferrari über das multi-media-projekt ›Dorf‹ für die 6-Städte-Ausstellung ›urbs 71‹, in das

wir beide verwickelt waren. Der Kölner Objektbauer Hingstmartin, Luc Ferrari als Komponist, Anne Dorn als Autorin, ausgewählt von Doktor Kurt Hackenberg, vertraten mit diesem ›Dorf‹ die Stadt Köln. In der Vitrine lag auch die Dokumentation dieses Ereignisses von Karin Thomas in dem aussagekräftigen Band ›Kunst Praxis heute‹, 1972 auch bei DuMont erschienen. Ja, und da lag dann auch meine alte Super-8 Filmausrüstung im Glaskasten, die Kamera, der kleine ›Gucki‹, die Klebepresse, die antimagnetische Schere – mitsamt dem Zahlungsbefehl der Firma Foto-Stein, weil ich das Gerät zur Herstellung eines ersten Streifens von 27 Minuten Dauer (der mir den Weg zum wirklichen Filmmachen geöffnet hat) im Jahr 1971 nicht ordnungsgemäß abstottern konnte. Was noch: Handgeschriebene wie maschinengeschriebene Absagen und Ermutigungen von Rundfunkanstalten wie Verlagen, von Leuten mit Namen und von Freunden, die zur Zeit ihres Schreibens noch keinen hatten – aber ihren bekommen sollten, wie zum Beispiel Wilhelm Genazino. Aufgeschlagen auch ein Exemplar meiner himmelblauen Novelle ›Damals, als die Sonne schien‹ genau so, dass neben einer Textseite eine von Jana Grzimeks genialen Bebilderungen zu bestaunen war. Als wir das Material ausgesucht und in die besagten Kartons gepackt hatten, sagte der im Lesesaal Aufsicht führende Archiv-Mitarbeiter, dessen Namen mir nicht mehr im Sinn ist, der aber für mich zu dieser ganzen Crew verlässlicher und engagierter Menschen gehörte, die mir – auch wenn ich nicht dort war – beiseite standen: »Was sind das für schöne Sachen!«

Was mir bei späteren Besuchen im Archiv auffiel: Die Benutzer im Lesesaal hatten meist Pergamente vor sich liegen. Oder in Kanzleischrift beschriebene Bögen, Bücher mit ledernem Rücken und Ecken und dem phantasievoll gemusterten Vorsatzpapier. Das gefiel mir, andererseits war, was ich sah, auch bedenklich, denn es bezeugte die nach außen gelangte Wertschätzung des Historischen Archivs der Stadt Köln eben als *Historisches Archiv*, in dem die *literarischen* Archivalien, abgesehen von denen des Ur-Kölners und Nobelpreisträgers Heinrich Böll und des in Köln geborenen und weithin geschätzten Literaten und Literaturwissenschaftlers Hans Mayer, einen stillen Platz hatten.

Was mir im Lesesaal noch auffiel: Es gab offensichtlich keinen willentlich betriebenen und geförderten Austausch zwischen der Kölner Universität und dem Historischen Archiv. Auch, wenn die zwei wichtigsten Arbeiten des Albertus Magnus, dem Gründer der Kölner Universität, im Historischen Archiv zu finden waren.

Im vergangenen Januar durchsuchte ich im Lesesaal bestimmte Manuskript-Varianten meiner Romane

›hüben und drüben‹ und ›Siehdichum‹ nach zwei in sich geschlossenen, aber nicht veröffentlichten Textteilen. Ich arbeite zur Zeit an einem weiteren Prosa-Band, und manchmal bin ich mir sicher, dass ich ein bestimmtes Thema schon einmal vor die Seele gezogen und passende Worte dafür gefunden habe. Ich saß also im Lesesaal, in dem mehrere Menschen still arbeiteten, neben mir aufgetürmt die Kartons, um die ich gebeten hatte, fühlte mich wohl und fand, was ich gesucht hatte. Besprach, welches meiner Film-Drehbücher ich demnächst noch einmal haben wollte und fragte auch nach dem Senkelband meines Hörfunkfeatures ›dass die armen Leute nicht arm sind, weil sie dumm wären / alternatives Leben in New York‹, weil ich mir das irre Geräusch tausender trappelnder Füße nachmittags gegen siebzehn Uhr auf dem blanken Boden im Ausgangsbereich des World-Trade-Centers, aufgenommen mit einem Nagra-Gerät im Mai 1978, noch einmal kopieren wollte.

### EINGESTÜRZT

Am Dienstag, dem 3. März 2009, war ich bis ungefähr 14:30 Uhr vor der Tür, um Briefe in den Kasten zu stecken und ein Medikament aus der Apotheke abzuholen. In kurzen Abständen rasten Polizeiwagen mit Blaulicht über die Neusser Straße stadteinwärts. Auch Feuerwehr und Notarztwagen mit Alarm in gleicher Richtung unterwegs. Wieder in meiner Wohnung kochte ich mir Tee, setzte mich hinter den Küchentisch auf die Eckbank, verrührte einen halben Teelöffel Honig in der Tasse, den Blick auf die erste Seite der Tageszeitung gerichtet, die ich meist erst nachmittags und manchmal überhaupt nicht lese. Und dann der Druck meines Zeigefingers der linken Hand auf den Startknopf des kleinen Radios mit Standardeinstellung WDR III.

›Nachrichten. Es ist fünfzehn Uhr. Soeben ist das Historische Archiv der Stadt Köln in sich zusammengestürzt.«

Eingestürzt. In sich zusammengefallen. Das Historische Archiv. Das Gebäude weggesackt, vornüber gefallen. Eine riesige Staubwolke. Es war unmöglich. Ich stand sofort auf und ging, auf meinen Rollator gestützt, hin und her. Das Historische Archiv war in sich zusammengefallen. Man hatte das gerade in den Nachrichten gesagt. Der Karneval war vorüber. Es war der 3. März, nicht der 1. April. Ich stellte mich an das große Erkerfenster zur Straße hin, es war heller Nachmittag, die Leute liefen ruhig. Es rauschte in meinen beiden Ohren, und da war wieder der Druck auf meine Brust, das Elefantenbein, das mir die Luft abdrückte. Das Gefühl, nicht mehr wirklich dabei zu sein.

Wohin oder wovon weg hatten mich die 15 Uhr-

Nachrichten im WDR III katapultiert? Ich rief meine Tochter Anna an. Wir hatten vor nicht allzu langer Zeit überlegt, dass sie die Bevollmächtigte unter meinen Kindern für meinen Nachlass sein sollte. Ich sagte ihr, was ich gehört hatte und sie meinte: »das kann nicht sein«. Alles war bizarr: Das kurze Gespräch mit meiner Tochter und meine körperlichen Gefühle – es war eine Art Oberflächenwirklichkeit, in der ich mich befand. Das Archiv – eine Staubwolke, die Feuerwehr, die Polizei, höchstwahrscheinlich verschüttete Menschen. Der Adrenalinausstoß, weil – es ist das Historische Archiv! Gänsehaut. Und unter der Haut bleierne Stille und Schwere, wie ein Senkblei die gefühlte Gewissheit: Das ist für mich. Da ist etwas mit mir passiert und passiert gerade jetzt. So, als wäre ich versteckt gewesen und gerade entdeckt worden – man hätte mich ›erwischt‹ und das hätte ich nun davon! Ich rief bei Hans Bender an und hatte seinen Lebenskameraden am Apparat. Auch er sagte: »Nein!« Am Abend sah ich auf dem Fernsehbildschirm dieses Loch in der Häuserreihe, nicht ganz präzise gezielt, weil links und rechts noch in die Nachbarschaft gegriffen, aber einwandfrei dieses große Gebäude aus dem Zusammenhang gerissen und sozusagen ›verworfen‹. Und ich konnte noch immer nichts, als blöde lächeln.

Die stündliche, anfangs halbstündliche Nachrichtenverbreitung im Radio und im WDR Fernsehprogramm lenkten mich nicht hin sondern ab, erst neun, dann drei, dann zwei Menschen gesucht, einen Bäckerlehrling und einen Studenten. Zwei Gesichter. So junge Menschen! Daran hielt ich mich fest, nein, ich hielt mich bei den beiden auf! Ich habe sieben Enkelkinder, und da waren zwei ›wie meine Enkel‹ ganz tief unter Schutt begraben. Unvorstellbar, aber, eben, Wirklichkeit, die ich gedanklich noch mitvollzog.

Ich hatte Schüttelfrost. Die Anwohner der Nachbarhäuser des Historischen Archivs unter Schock, ihr Hab und Gut war verloren. Ich kannte das aus meiner Jugend, diese schamlos zur Schau gestellten Innenseiten von Wohnungen: Ein Stuhl an der Wand, von der ein Fetzen Tapete herunterhängt. Oder in einer Wand auf Höhe einer zweiten oder dritten Etage eine geschlossene, vielleicht auch verschlossene Tür, die niemals wer wieder aufschließen würde. Es konnte einen so treffen, jeden konnte es so treffen, jeder war sich dessen fortwährend bewusst, und jeder konnte ›Glück gehabt‹ haben und im Keller oder anderswo gewesen sein – immerhin konnte er dann noch sehen, dass sein Hab und Gut verschwunden war, und sein *Leben führen*. Und darüber glücklich sein! Im Krieg.

Aber ›der Krieg‹ war am 3. März 2009 hier, in meinem Lebensbereich, nicht ausgebrochen. Dieser Schutthaufen war etwas Unglaubliches, Unglaubliches

Das Archiv – eine  
Staubwolke

Hab und Gut verschwunden

ZWISCHEN FÜRSTENWILLKÜR  
UND MENSCHHEITSWOHL –  
GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ  
ALS BIBLIOTHEKAR  
Herausgegeben von Karin Hartbecke

2008. 278 Seiten. Ln einzeln € 79.-  
bei Fortsetzungsbezug € 71.10  
ISBN 978-3-465-03587-9  
ZfBB Sonderband 95

Gottfried Wilhelm Leibniz leitete die Bibliothek der Hannoveraner Welfen vierzig Jahre lang bis zu seinem Tod 1716. Die Vision, dass eine Hofbibliothek nicht allein der Machtspiegelung ihres fürstlichen Besitzers, sondern zugleich der öffentlichen Wohlfahrt dienen möge, äußerte er in dieser Zeit wiederholt. Mit einer Erwerbungspolitik, die auf die enzyklopädische Repräsentanz allen verfügbaren Wissens zielte, schien Leibniz diese Vision erreichbar: Erst eine Bibliothek, die nicht einseitig den Belangen des Hofes dienstbar gemacht würde, könnte ihre Benutzer in die Lage versetzen, die noch nicht absehbaren theoretischen und praktischen Probleme der Zukunft zu lösen. Im Aufbau von Wissensspeichern als Teilen einer fortschrittsfördernden wissenschaftlichen Infrastruktur sah Leibniz eine zentrale Aufgabe des territorialen Wohlfahrtsstaates. Setzte Leibniz' Vision demnach auf die Vereinbarkeit von Staatsraison und Wissenschaft, so stellte sich dies Verhältnis in der Realität doch eher als ein Spannungsverhältnis dar.

*Aus dem Inhalt:* Kathrin Paasch: G. W. Leibniz im Spiegel der Bibliotheca Boineburgica ♦ Karin Hartbecke: Zwischen Fürstenwillkür und Menschheitswohl. Leibniz' erste Jahre als Hofbibliothekar zu Hannover ♦ Stephan Waldhoff: Von der rechten Administrierung des Wissenschatzes. Zu Leibniz' Entwürfen einer bibliographisch-bibliothekarischen Systematik ♦ Thomas Fuchs: Bücher aus der Bibliothek von G. W. Leibniz und der Hofbibliothek in Hannover im Ilfeld-Bestand der Forschungsbibliothek Gotha



VITTORIO KLOSTERMANN

ches, das mit mir und mit dem ich etwas zu tun hatte. Ich musste mich schütteln, als stünde ich ohne Mantel an einer windigen Kreuzung, und das Frösteln war sehr real. Ich rannte in Gedanken in den Lesesaal und sah nach, ob ›meine‹ Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Archivs, deren Stimmen ich genau im Ohr hatte, weg waren, draußen, wie im Radio gesagt wurde, nämlich Bauarbeiter gerannt waren, gerufen und gebrüllt hatten und alle Menschen aus dem wankenden Gebäude Severinstraße 222 auf die Straße gelangt waren! Aber da war ja der Bauzaun gewesen, die Taxifahrer hatten mich, wenn ich ins Archiv wollte, immer gefragt, wo sie denn halten sollten, am besten am Ende des umzäunten Geländes, Richtung Überführung der Zufahrt Severinsbrücke. Der Eingang zum Archiv war seit langem irgendwie verbaut, obwohl man außer den Absperrungen und großen Maschinen nicht gesehen hatte, wieso eigentlich. Von oben her sah man keinen Fortgang der Bauarbeit.

#### **VERLIEREN, VERMISSEN, BETRAUERN**

Es half mir nicht, dass ich mir das alles ausmalte und wie ein ordnender Geist oder ein Kind, was alles lenken will, mit meinen Gedanken in der Severinstraße war. Ich hatte das Archiv im Kopf, so wie es war – und eben nun nicht mehr war. Am ersten Abend habe ich nicht weiter telefoniert. Im Archiv konnte ich ja niemanden anrufen und inzwischen wäre da normalerweise auch Feierabend gewesen. Ich war bei allem Hinstarren auf den riesigen Haufen zerbröselten Zements und der riesigen Lücke in der Häuserreihe, was beides immer wieder auf dem Bildschirm erschien, ruhig. Wie ein kleiner, schlauer Zwerg hatte sich der Gedanke ›Ich habe ja mein Findbuch!‹ in meine Fassungslosigkeit eingeschlichen. HASTK – Best.1621 Dorn, Anne ca. 1967–2007 Bearbeiter Bergmann-Franke. Ich holte das grau gebundene DIN A4 Heft, 52 Seiten stark, darin aufgelistet die Bestellnummern A 1 bis A 142 und sollte es ja auch durchsehen, ergänzen oder korrigieren – oder nun nicht?

In den nächsten Tagen besetzten die in der Zeitung veröffentlichten Fotos der zwei vermissten jungen Männer meine Vorstellungskraft. Die Möglichkeit, diese jungen Menschen lebend zu bergen, schwand von Stunde zu Stunde. Sie waren nicht meinetwegen ums Leben gekommen, aber sie standen durch ihren Tod im Zusammenhang mit dem Einsturz des Archivs mir auf gewisse Weise nahe. Wenn der Tod ins Haus tritt, fallen die gewohnten Regeln. Jeder ist konfrontiert mit der Gewissheit, dass er selbst auch sterben muss. Es ist ein nur kurze Zeit anhaltender Zustand des Außer-Sich-Seins, den ich in meinem Roman ›hüben und drüben‹ genutzt habe, um meinen literarischen

Figuren, die Mitte der achtziger Jahre von hüben und drüben anlässlich des Begräbnisses eines alten Mannes in der Nähe von Dresden aufeinandertreffen, ungewöhnliches Verhalten zu ermöglichen. Ihre bei weniger außerordentlichen Begegnungen zurückgehaltenen Gedanken und Gefühle einmal auszusprechen und zu zeigen. Niemand unter ihnen hat sich diese Verhaltensänderung gewünscht oder erwartet – aber es geschieht so, sie verhalten sich anders und jeder weiß, dass es ›richtig‹ oder sogar ›richtiger‹ ist, was sie sich jetzt sagen – den Atem dafür hat ihnen der Tote mit seinem Verschwinden gegeben.

Der Einsturz des Historischen Archivs der Stadt Köln hatte mich in diesen Zustand des Außer-Sich-Seins versetzt, ich hatte einen Schock. Ich musste akzeptieren, dass ich völlig unvorbereitet wen und was verloren hatte. Wenn meine Kinder fragten: »Was denn alles?« konnte ich erst nur »ach ja« sagen und wild durcheinander irgend etwas benennen, zum Beispiel diesen Brief meiner Mutter, aus dem ich ein Theaterstück machen wollte und eigentlich auch gemacht habe, aber erst mal Pause eingelegt und anderes weitergebracht, damals. Dann hatte ich, weil mich dieser Brief meiner Mutter quälte und dann ärgerte und sogar empörte, als Antwort ein Gedicht geschrieben, verändert, gekürzt, ergänzt, in den entsprechenden Karton gegeben. In dem immer auch an das zuletzt ausgedruckte Blatt Papier die vorherigen Zettel mit einer Büroklammer angeheftet sind, und manchmal umsortiert werden, – Nein – wurden! – weil doch die zweite Fassung eigentlich und so weiter –

## MEIN HUMUS IST WEG

Meine Filmdrehbücher! Man macht drei Vorschläge, einer wird akzeptiert. Aber die anderen zählen, für mich sind sie ebenso und vielleicht – Dann die ganzen Auseinandersetzungen mit den Darstellern, die schriftlichen Anfragen des Produktionsleiters warum gerade den oder die und das Verteidigen des Standpunktes mit schriftlicher Zusammenfassung des Inhaltes überhaupt um wenigstens etwas davon zu retten. Unter dem Habhaften zu meinem Film ›Begegnungen – elf angebrochene Geschichten‹ befand – befindet sich auch eine Postkarte aus Dänemark, die Antwort von Hannelore auf meine Anfrage, ob sie, Hannelore Hoger, mit mir arbeiten wolle, auf der zu lesen steht: »Mit Ihnen immer!« Und das Immer war wunderbar gewachsen und gibt es noch und das wissen meine Kinder auch. Aber wie soll ich ihnen begreiflich machen, dass sich die Figuren aus den *unveröffentlichten* Manuskripten bei mir melden, mit dem Anspruch, nicht weggeworfen zu sein, ihre Schicksale so fein und auch hinterhältig mit meinem verwoben und also Ent-

scheidung von mir verlangend bohren sie: »Hast du die Mappe mit ›Strand‹ und die mit ›Momente‹ tatsächlich weggegeben, wolltest du nicht – oder willst nun ausgerechnet jetzt?«

Am schlimmsten ist der Verlust von den mit Absicht zurückgehaltenen Manuskripten. In die Obhut des Archivs gegeben weil damit so viel aufgedeckt war: Der Hass. Die Wut. Die erbärmliche, niemals klein zu kriegende, wilde Sehnsucht nach Liebe. Ins Archiv gegeben als Anfang für irgendwann. Weil damit an eine weitere Tür geklopft war, hinter die ich schauen wollte und immer noch will. Ohne Neugier hört alles auf. Ich sage meinen Kindern und Enkeln: »Mein Humus ist weg.« Sie sagen: »Es kann ja noch was gefunden werden.«

Ich telefoniere mit Günter Wallraff: »Weißt Du, in welcher Etage unser Vorlass war?« »In der sechsten.« »Ich meine, in der dritten.« »Nein, beruhige Dich.« »Was ist besser –« »Ein Karton von Stankowski ist gefunden worden, der war auch in der sechsten.« »Hast Du eine Telefonnummer – oder eine Anlaufstelle. Ich habe die Stadt angerufen, die Nummer 2210, und gefragt, an wen ich mich wenden kann. ›Warten Sie‹ hat die Frau gesagt und nach einer ganzen Weile: ›Sie bekommen Bescheid.‹ Günter ist ruhig. »Wir müssen warten.« Er weiß auch nicht weiter.

Von der Stadtverwaltung nach 17 Tagen noch immer kein Mucks, kein Brief, keine Mail, kein Anruf. Hallo! Wir haben – aus Gründen, die von Ihnen nicht genannt werden, weil sie innerhalb der Stadtverwaltung nur schwer über irgendjemandes Lippen gehen – nicht unser Leben verloren, wie die zwei jungen Männer, und auch nicht unsere Wohnungseinrichtung und das gesamte persönliche Hab und Gut wie die Bewohner der neben dem Archiv eingestürzten Häuser – aber die Dokumente eines wesentlichen Teils von einem Leben in öffentlich einsehbarer Verantwortlichkeit! Unsere Entscheidung, uns angreifbar zu zeigen, zu der uns niemand gezwungen hat, hat die Identität eines jeden von uns gefestigt und das ist ein wesentlicher Teil des Lohnes unserer Arbeit, die wir innerhalb eines Gemeinwesens, also der Stadt Köln, leisten, auch wenn diese Arbeit thematisch auf ganz anderem Terrain angesiedelt ist. Mit der Übergabe unserer Materialien an das Historische Archiv der Stadt entstand eine besondere Beziehung mit Öffentlichkeitswert zwischen uns und der Stadt. Wir warten und hoffen, dass vielleicht ein Teil dieser Beziehungsgrundlage gefunden wird und gerettet werden kann, aber wir warten auch auf ein Zeichen der Betroffenheit in Bezug auf unsere Verluste von Seiten der Stadt! Der Herr Oberbürgermeister schweigt. Er tut, als wüsste er nicht, dass wir da sind. Vielleicht weiß er das nicht, dass wir

Ins Archiv gegeben als  
Anfang für irgendwann

Dokumente eines Lebens

unveröffentlichte  
Manuskripte

da sind und betroffen. Über siebenhundert Vor- und Nachlässe: Die vielleicht für immer verloren gegangenen Nachweise von bewusst eigenverantwortlich geführten Leben.

### STIMMEN AUS DER ERDE

Was ich höre, sind Stimmen aus der Erde. Stimmen Verstorbener aus Briefen, die im Krater in der Severinstraße liegen und die ich mir mit den dereinst leibhaftig geführten Gesprächen ergänze. Die lange währende, freundschaftlich ausgetragene Verschiedenheit in der Auffassung vom real existierenden Sozialismus im Osten und dem von Helder Camara gelebten Sozialismus in Südamerika. Ich hätte so gern den Zettel wieder, den Dorothee Sölle mir in ihrem New Yorker Appartement hinterlassen hatte und auf dem zu lesen war: ›Liebe Anne, ich gebe Dir gern mein Appartement. Ich gebe Dir auch gern meine Freunde, – aber ob meine Freunde Deine Freunde sind, musst Du selbst herausfinden!‹ Und dann waren da vier Adressen. Ein wahrer Schatz.

Ich hätte auch gern die Zettel wieder, die ich von meinen Reisen ins alte Zuhause über die deutsch/deutsche Grenze schmuggeln konnte. Durchschläge von Berichten und Meinungen zur Veränderung ihrer Welt, welche Menschen – meist unterm Schutzdach der Kirche – seit Anfang der achtziger Jahre formuliert haben wie zum Beispiel ›Gedanken wider die Resignation‹ des Psychologen Ludwig Drees aus Stendal. Es wäre noch weiter und weiter aufzuzählen, was ich verloren habe und gern wieder hätte, und was mir regelrecht fehlt, fehlt, fehlt. Ohne dem ich mir nackt vorkomme.

Vielleicht ist es nicht mehr notwendig, dass ich die Glaubwürdigkeit des von mir Geäußerten mit mir anvertrauten Zeitzeugenaussagen belegen kann. Viel-

leicht bin ich durch das Verschwinden meiner nachweisbaren Verflechtung in die dinghaften und geistigen Vorgänge meiner Lebenszeit aufgerufen, endlich zu vertrauen! Noch höre ich ja die Stimmen ›aus der Erde‹, wie die meines Onkels, der eigentlich nie mein Onkel war, weil die Schwester meiner Mutter ihn nie geheiratet hat. Er war Halbjude und hatte seine besondere Geschichte. Und es gab im Historischen Archiv einen Karton mit dem Briefwechsel zwischen ihm und mir durch alle Zeiten. Es gibt diesen Onkel auch als literarische Figur in meinen ›Geschichten aus tausend- undzwei Jahren.‹ Vor allem gab und gibt es in meinem Bewusstsein noch seine so simple und deshalb schwer zu akzeptierende Feststellung: »Es ist, wie es ist.« So oft ich ihn besucht habe, war ich wieder darin bestärkt: Es gibt diesen Mut, sich aus bedrohlichen Situationen nicht fortzuträumen und den Quadratmeter Boden zu sehen, auf dem man steht.

Selbst, wenn von meinen dem Historischen Archiv übergebenen Dingen etwas gefunden werden sollte – ich stehe im vierundachtzigsten Lebensjahr. Was gefunden wird, muss erkannt und restauriert werden. Das erfordert Zeit.

Jedenfalls will ich selber nichts aus Nachlässigkeit versäumen: Heute danke ich den Archivaren und Archivarinnen im Historischen Archiv der Stadt Köln für beinahe zehn Jahre währende Akzeptanz meiner – der verwickelten Lebenssituation entsprechenden – Pläne und Wünsche im Umgang mit meinem Vorlass. Ich danke ihnen für ihr Interesse an meiner Arbeit überhaupt und für guten Rat. Und vor allem für ihre Fähigkeit, gleich guten Übersetzern meine Dinge unangetastet bestehen zu lassen – und doch, durch ihren Umgang damit, sie zu bereichern.

Köln am 21. März 2009

Anne Dorn

Dank an die Archivare